

Kim Hood  
Das Schweigen in meinem Kopf





## DIE AUTORIN

Kim Hood wuchs in British Columbia, Kanada, auf. Sie studierte Psychologie, Geschichte und Erziehungswissenschaften und arbeitet als Sozialarbeiterin im Bereich Erziehung und Therapie, vor allem auch mit behinderten Kindern. Kim Hood setzt sich in ihrem Beruf sehr für die Menschen ein, die am Rande der Gesellschaft leben und versucht, ihnen eine Stimme zu geben. Nach mehreren Stationen in verschiedenen Ländern lebt sie jetzt an der Westküste Irlands. *Das Schweigen in meinem Kopf* ist ihr erster Roman.

Kim Hood

# Das Schweigen in meinem Kopf

Aus dem Englischen  
von Anne Braun





Kinder- und Jugendbuchverlag  
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*München Super Extra* liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Erstmals als cbj Taschenbuch August 2014

© 2014 für die deutschsprachige Ausgabe

cbj Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem  
Titel »Finding a Voice« bei The O'Brien Press, Dublin

© 2014 by Kim Hood

Aus dem Englischen von Anne Braun

Lektorat: Ivana Marinovic

Umschlagkonzeption: Geviert, Grafik & Typografie

Umschlagbild: Shutterstock (Gayvoronskaya\_Yana, exopixel)

MG · Herstellung: ReD

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-40237-5

Printed in Germany

[www.cbj-verlag.de](http://www.cbj-verlag.de)

*Für Amanda, Jonathan und Shirley, die mich jeden Tag daran erinnern, dass das Leben ein Privileg ist, das man nicht vergeuden sollte.*



# 1. Kapitel

Eins, zwei, drei, vier. Sobald ich den Gehsteig vor unserem Haus erreicht hatte, begann ich die Schritte zu zählen. Anfangs ging ich so schnell, dass ich kaum mitzählen konnte, aber ich zählte trotzdem. Ich konzentrierte mich voll und ganz aufs Zählen und blendete jeden anderen Gedanken aus. Dreizehn, vierzehn, fünfzehn. Als ich zu den zweistelligen Zahlen kam, nahm ich die Finger zu Hilfe, damit ich nicht durcheinanderkam und mich verzählte.

Das Zählen war mir inzwischen zur Gewohnheit geworden. Jeder Schritt brachte mich weiter weg von zu Hause, wo ich das Chaos nicht mehr unter Kontrolle hatte, und näher zu einem Ort, an dem ich mich sicher fühlte. An Tagen, an denen mir alles über den Kopf wuchs und ich nicht mehr aus noch ein wusste, konnte ich mich buchstäblich auf die gezählten Schritte verlassen, um ganz genau zu wissen, wann ich an dem Ort war, wo ich loslassen konnte – und sei es auch nur für kurze Zeit.

Hundertfünfundsechzig, hundertsechundsechzig. Bei

zweihundert würde ich den Weg sehen, der rechts von der Straße abging, und das erstickende Gefühl würde nach und nach tiefen Atemzügen weichen, sobald ich wieder richtig Luft bekam und den leichten Schwindel verspürte, der immer folgte, nachdem mein Kopf eine Weile zu wenig Sauerstoff bekommen hatte. Wenn ich diesen Weg erreicht hatte, würde ich wieder okay sein und konnte langsamer werden, erleichtert darüber, dass ich weit genug von zu Hause weg war, um wieder Gefühle zulassen zu können.

Zweihundertneunzig, zweihunderteinundneunzig. An manchen Tagen reichte schon die kühle Stille der Bäume, um zu wissen, dass ich mich meinem Zufluchtsort näherte, und dann verspürte ich nur noch Erleichterung oder oft auch ein bisschen Traurigkeit. Ein paar stumme Tränen waren alles, was ich brauchte, um loslassen zu können – hier, wo ich für niemanden stark sein musste. Ich konnte förmlich spüren, wie die hohen Tannen meine Traurigkeit mit ihren Nadelspitzen aufsaugten, und beim Weitergehen konnte ich aufhören zu zählen und mich von den Bäumen langsam mit der Kraft ihrer lebenslangen Zuverlässigkeit ausfüllen lassen. An solchen Tagen reichte allein schon das Gehen aus.

Heute war jedoch keiner dieser Tage. Heute war einer der besonders schlimmen Tage. Heute war einer der Tage, die jeden guten Tag, den es bisher gegeben hatte, ausradierten, und dazu auch noch jegliche Hoffnung, dass



es jemals wieder gute Tage geben würde. Heute musste ich weiterzählen. Es wäre zu gefährlich gewesen, jetzt schon Gefühle zuzulassen.

Für gerade mal zwei Stunden hatte ich mir erlaubt, meine Sorgen vorübergehend zu vergessen. Angefangen hatte es in der Biologiestunde, in der zum ersten Mal Sezieren auf dem Lehrplan stand. Ich teilte mir einen Tisch mit einem Mädchen, das mich während der letzten Wochen immer sehr freundlich angelächelt hatte, wenn wir Seite an Seite auf unseren Stühlen saßen. Sarah hieß sie. Und bis zum heutigen Tag war das so gut wie alles gewesen, was ich über sie wusste. Ich überlegte, ob sie entweder von der Cedarside Elementary oder von der Blue River kam oder vielleicht sogar neu in der Stadt war. Aber eigentlich vermutete ich, dass sie neu zugezogen war, weil sie offenbar niemanden in der Klasse kannte, und dabei machte sie einen echt netten Eindruck und wirkte ... nun ja, normal, und sie hatte sogar das Zeug zum Klassenstar. Sie hatte ein Federmäppchen, um das ich sie beneidete, und jede Menge Gelschreiber, mit denen sie in einer ordentlichen Schrift nach einem ihr eigenen Farbsystem Notizen machte.

Obwohl sie mich immer so freundlich anlächelte, wenn wir uns in Biologie sahen, hatten wir bisher kaum ein Wort gewechselt. Bis jetzt hatten wir hauptsächlich Stoff wiederholt, und das bedeutete, dass wir meistens nach vorn ans Whiteboard schauten, während der Lehrer

Fakten aufschrieb oder Schaubilder zeichnete und ab und zu Fragen einstreute, die ein paar besonders eifrige Schüler, die gleich zu Beginn des Schuljahrs Eindruck schinden wollten, brav beantworteten, indem sie sich meldeten. Sarah und ich dagegen hatten uns immer eher bedeckt gehalten und nur geantwortet, wenn wir aufgerufen wurden, obwohl unsere Antworten meistens richtig waren.

Nach der Wiederholung des bisherigen Stoffes wurden Arbeitsblätter verteilt, was auch nicht viel Gelegenheit zum Reden bot. Nicht dass ich es gewohnt gewesen wäre, mit meinen Mitschülern zu plaudern. Die Hoffnung, dass sich jemand mit mir unterhalten wollte, hatte ich längst aufgegeben.

Am ersten Tag an der Middleschool war ich sehr früh zur ersten Stunde gekommen und hatte mich in die mittlere Reihe gesetzt – fest entschlossen, mit dem erstbesten Mitschüler zu reden, der sich zu mir setzte. Bestimmt würden ein paar Neue da sein, die nicht wussten, dass mir die meisten in den letzten sechs Jahren an der Elementary aus dem Weg gegangen waren. Doch dann stellte sich heraus, dass alle, die nach mir hereinkamen, zu zweit oder mehr waren. Sie setzten sich zusammen und redeten über die vielen aufregenden Sachen, die sie den Sommer über gemacht hatten. Mich hatte niemand auch nur eines Blickes gewürdigt. Nach dieser frustrierenden Erfahrung betrat ich das Klassenzimmer immer erst beim letzten Läuten.

Deshalb freute ich mich darüber, wie ungezwungen sich Sarah mir gegenüber verhielt. Dass wir nicht viel redeten, war okay.

Heute aber hatten wir mit Sezieren angefangen. Alle in der Klasse schienen mit einer grusligen Autopsie zu rechnen, und deshalb herrschte im Biologieraum der Klasse 8, Block H, eine Atmosphäre fast wie auf dem Rummelplatz. Die Schreibhefte wurden weggepackt, und die Sitznachbarn wetteiferten darum, wer losrennen und die ungewohnten Autopsie-Werkzeuge holen durfte: ein Tablett mit narbigem schwarzem Wachs, einem silbernen Skalpell, sechs dicken Nadeln und einer Sonde wie beim Zahnarzt. Anschließend machte der Lehrer mit einem Gefäß voller nach Desinfektionsmittel stinkender Augäpfel die Runde und legte je einen auf jedes Wachstablett, während er uns gleichzeitig einschärfte: »Bitte, Leute, fasst euer Auge nicht an, bis ich alle verteilt und euch genaue Anweisungen gegeben habe.«

Selbst ich ließ mich von der ausgelassenen Stimmung in der Klasse anstecken, als einer der Jungs an seinem Augapfel herumstocherte, der prompt davonflutschte und im rechten Ohr des vor ihm sitzenden Mädchens landete. Die allgemeine Aufregung entlud sich in einem Ausbruch von Heiterkeit, und alle brüllten vor Lachen, bis ich mir sogar den Bauch halten musste, weil ich Seitenstechen bekommen hatte.

Mit Sarahs Zurückhaltung war es auch vorbei und

ihre gesprächige, lustige Ader brach durch. Ich ließ mich nur zu gern davon anstecken.

»Wo sie diese Augäpfel wohl herhaben?«, fragte sie mich. »Meinst du, es gibt jetzt irgendwo eine Farm mit lauter blinden Schafen, nur damit wir Sezieren lernen?«

»Oh ja«, antwortete ich kichernd. »Und das ist noch nicht alles. Mit den Schafen können sie jetzt gleich noch Blindenhunde ausbilden.«

Zum ersten Mal seit Langem fühlte ich mich wie ein normaler Teenager, ein Mädchen, das sich voller Freude überlegte, was es am Wochenende unternehmen könnte, statt sich ängstlich auszumalen, was es wohl vorfinden würde, wenn es nachher nach Hause kam.

Genau das hatte ich mir erhofft, wenn ich erst auf die weiterführende Schule käme.

In der letzten Woche der Sommerferien war Mom mit mir neue Klamotten shoppen gegangen. Weil ich nicht viel Geld ausgeben wollte, hatte ich vorgeschlagen, in einen dieser Billigläden zu gehen, wo ich bestimmt auch ein paar annehmbare T-Shirts und Jeans finden würde, die als einigermaßen cool durchgingen.

»Für die Middleschool? Sie werden dich in der Luft zerreißten, wenn du in den falschen Klamotten aufkreuzt!«, hatte sie zu meiner großen Überraschung gesagt. »Nein, wir müssen in die Mall!«

Was konnte ich da sagen? Manchmal hatte Moms impulsive Art auch etwas Gutes.

»Sieh nur, Jo! Perfekt für deinen ersten Diskobesuch!«, rief sie und hielt ein Oma-Teil hoch, nur um mich zum Lachen zu bringen. Dann meinte sie, ich solle mir aussuchen, was auch immer ich wollte, doch ich schielte dauernd auf die Preisschilder, bevor ich etwas vom Bügel nahm. Das führte dazu, dass Mom irgendwann durch die Gänge rannte und überall die Preisschilder abbriss, weil sie darauf bestand, dass ich mir etwas aussuchte, das mir wirklich gefiel, egal was es kostete. Und obwohl sie die Augen verdrehte, als sie sah, was ich mir ausgesucht hatte, legte sie keinen Widerspruch ein.

Ich blickte auf das coole Shirt und die Jeans hinunter, die ich gerade trug. Sie gefielen mir noch immer, aber das Outfit allein war auch kein Wundermittel. Ich ging nun schon seit drei Wochen an die neue Schule, doch im Grunde hatte sich im Vergleich zu früher nicht viel geändert. Ich wurde immer noch weitgehend ignoriert oder es wurde hinter meinem Rücken über mich getuschelt.

Sarah stupste mich mit ihrem silbernen Stift an.

»Wie gefällt dir James dort?« Sie deutete auf einen Jungen, der zwei Reihen vor uns saß. »Ich finde ihn süß. Er hat etwas von einem Hundebaby, oder? Er ist zwar noch ein bisschen klein, aber gib ihm noch ein halbes Jahr – dann wird er echt toll aussehen.«

»Kann sein«, murmelte ich und blickte durch die Klasse, um mir ebenfalls einen Favoriten auszusuchen. Im Flüsterton sagte ich dann: »Aber mal ehrlich, findest du

nicht, dass der da interessanter aussieht? So von wegen: »Ich bin so unergründlich und geheimnisvoll?«

Sarah rümpfte ihre Nase, und ich dachte schon, ich hätte etwas Doofes gesagt und alles verdorben, doch dann begann sie zu grinsen.

»Hey, wir zwei werden uns definitiv *nie* wegen eines Jungen in die Haare kriegen, das steht schon mal fest, Jo.«

Wenn jemand so nett zu mir war, ging ich normalerweise gleich in Deckung, weil ich befürchtete, der oder die Betreffende wolle mich nur aushorchen, um zu erfahren, wie es war, eine verrückte Mutter zu haben. Oder ich befürchtete, sie könnten einen In-Treffpunkt in der Stadt erwähnen oder eine Band, die ich nicht kannte, denn außerhalb der Schule redete ich nie mit jemandem, und ich ging natürlich auch nie aus. Doch bei Sarah machte ich mir in dieser Hinsicht komischerweise keine Sorgen.

Als es dann zur Pause läutete, war ich mir ziemlich sicher, dass wir bald Freundinnen werden würden. Vielleicht würde sie mir sogar zuwinken, wenn wir auf dem Gang aneinander vorbeigingen ...

Und dann, ich konnte es kaum fassen, fragte mich Sarah beim Hinausgehen plötzlich: »Hey, hast du Lust, nach der Schule noch mit zu mir nach Hause zu kommen?«

Ich wollte dieses Gefühl, endlich dazugehören, nicht mehr loslassen. Und aus Angst, dass es morgen schon

wieder vorbei sein könnte, sagte ich zu. Ich war jetzt in der Middle School. Das war ein Neuanfang. Hatte ich vor Beginn dieses Schuljahres nicht genau diesbezüglich Wünsche und Gebete zum Himmel geschickt? *»Bitte mach, dass meine neue Frisur und meine coolen Jeans die Leute vergessen lassen, dass ich letztes Jahr noch eine Außenseiterin war!«* – *»Bitte lass mich neue Leute kennenlernen, die nichts über mich wissen!«* Und hauptsächlich: *»Bitte hilf mir, dass ich lerne, normal zu sein.«*

Beschwingt war ich nach dem Unterricht hinter Sarah her zur silberfarbenen Limousine ihrer Mutter getraut. Es hatte sich wie die normalste Sache der Welt angefühlt, mich auf die graue Ledersitzbank sinken zu lassen, mich anzuschnallen und Sarahs Mutter zu versichern, dass ich meine Mutter selbstverständlich anrufen und fragen würde, ob ich bis fünf bei Sarah bleiben dürfe. Und es hatte sich fast normal angefühlt, Mom mit dem Handy anzurufen, das ich kaum je benutzte, um genau das zu fragen. Die Erleichterung, die ich verspürte, als Moms Mailbox ansprang, hätte mich daran erinnern müssen, dass es einen Grund dafür gab, warum ich noch nie zu einer Mitschülerin nach Hause gegangen war. Doch daran dachte in diesem Moment nicht.

Und als Sarahs Mutter mich zwei Stunden später vor unserem Haus abgesetzt hatte und ich die Stufen hinaufging, war ich so glücklich, dass ich am liebsten vor Freude gehüpft wäre. Es war ein toller Nachmittag gewesen: Wir

hatten uns Sarahs Lieblingsmusik angehört, Zeitschriften durchgeblättert und Tortilla-Chips gefuttert. Der einzig störende Moment war gewesen, als Sarah einen Schuh nach ihrem kleinen Bruder warf, weil er nicht freiwillig ihr Zimmer verlassen wollte. Alles war so leicht und unbeschwert gewesen, und es war mir vorgekommen, als könne ein einziger normaler Nachmittag sechs Jahre des Wahnsinns auslöschen.

Aber dieses Gefühl hatte natürlich nur so lange angehalten, bis ich unser Haus betrat.

Fünfhundertvier, fünfhundertfünf, fünfhundertsechs. Wenn ich mit dem Zählen aufhörte, würde ich es nicht schaffen. Angst und Wut und ein Anflug von etwas Schlimmerem – das Gefühl, die Kontrolle zu verlieren – durchströmten mich. Deshalb ging ich noch schneller, die Fäuste in den Manteltaschen vergraben, und schob mit meinem zwanghaften Zählen sämtliche Gefühle beiseite.

Doch vergebens: Ich konnte verdrängen, wie ich wollte – was dann passierte, war zu schlimm gewesen, um es zu ignorieren. Schon als ich die Tür öffnete, wurde mir klar, dass es ein Fehler gewesen war, nicht wie sonst gleich nach der Schule nach Hause zu kommen. Mom saß am Küchentisch, mit dem Gesicht zur Hintertür, durch die ich immer hereinkam. Das taten wir beide, nicht nur weil dort unsere Garderobe war, wo wir die Schuhe hinstellten und unsere Jacken und Mäntel auf-



hängten, sondern weil wir den einzigen Haustürschlüssel vor einer Ewigkeit verloren und uns nie die Mühe gemacht hatten, das Schloss auszutauschen.

Deshalb lag es nahe, dass Mom genau diesen Platz gewählt hatte, um die größtmögliche Wirkung zu erzielen. Und es hat funktioniert!

Ein breites Lächeln lag auf ihrem Gesicht, so starr, dass es fast festgefroren wirkte. Als gerahmter Schnappschuss an der Wand hätte man es als warm oder glücklich deuten können. Im wahren Leben jedoch, in den paar Sekunden, die ich brauchte, um meinen Mantel aufzuhängen, ließ ihr Dauerlächeln, bei dem sich kein Muskel in ihrem Gesicht regte, sämtliche Alarmglocken in mir schrillen. Sie saß da, die Beine übereinandergeschlagen, und trug einen leicht ausgestellten Rock, rote Pumps und eine farblich passende rote Bluse. Die Haare hatte sie ordentlich zurückgebunden. Und sie blätterte betont beiläufig ein Kochbuch durch.

»Hallo, Zuckerschnecke.« Kein Kosename, den meine Mutter jemals benutzt hätte. Sie neigte grundsätzlich nicht zu Kosennamen, aber wenn doch, dann hatten diese mysteriöserweise immer mit einem wilden Tier zu tun, und sie warf sie mir ohne Erklärung zu, in der Regel nicht mehr als einmal. Der letzte, vor ein paar Wochen, war »Dornhai« gewesen, als ich vom Sofa aufstand, um ins Bett zu gehen – etwas wie: »Geh ruhig schlafen, mein kleiner Dornhai. Wir sehen uns morgen.« Ich wusste nie

genau, was Mom mit solchen Bezeichnungen sagen wollte, doch sie waren nie zärtlich – und auch nie etwas, das an der Tagesordnung gewesen wäre. Folglich war »Zuckerschnecke« der zweite Hinweis, dass dieser Abend nicht leicht werden würde.

»Hallo, Mom.«

Eine Möglichkeit des Überlebens bestand schlichtweg darin, so zu tun, als wäre alles normal. Wer Mom nicht kannte, hätte diese Szene absolut normal gefunden.

»Wo ist deine neue Freundin, Jo? Ich dachte, du bringst sie vielleicht zum Abendessen mit.« Ihr Lächeln blieb unverändert. Ihr Tonfall war erschreckend unbeschwert. »Ich sehe gerade dieses Kochbuch durch. Tut mir leid, dass das Abendessen noch nicht auf dem Herd steht, aber normalerweise koche ich ja nicht. Da kann einem alles Mögliche passieren!« Mit einem leisen Lachen streckte Mom beide Hände aus, und ich sah die vorstehenden, gekrümmten Narben, mit denen ihre Handgelenke übersät waren.

Ich holte tief Luft, setzte mich neben Mom und nahm eine ihrer Hände. Ich würde es schaffen, ich konnte diesen Nachmittag wieder in kontrollierbare Bahnen lenken. Im Laufe der Jahre hatte ich gelernt, mit welchen Tricks ich Moms Ängste zerstreuen und ihre Welt wieder so weit in Ordnung bringen konnte, dass sie damit umgehen konnte. Ich musste nur ganz ruhig bleiben und den richtigen Trick anwenden.

»Mom, soll ich uns Pfannkuchen machen? Und diese leckeren Würstchen, die wir noch im Kühlschrank haben?«

Wenn sie nach diesem Rettungsanker griff, würde ich wissen, dass unsere kleine Welt noch in Ordnung war und wir uns unbeschadet durch diesen Abend lavieren würden.

»Aber ich habe dieses Rezept gefunden: Hähnchen auf asiatische Art. Hier, schau, Seite 173, siehst du? Eine richtige Mutter macht Sachen wie Hähnchen auf asiatische Art.«

Sie sprang auf und eilte in die Küche, öffnete die Schränke, nahm Pfannen heraus und suchte verschiedene Zutaten zusammen, als würde sie das regelmäßig machen. Mein Herz wurde schwer, es fühlte sich wirklich so an, als sei es in meinen Magen gerutscht. Denn dieses Verhalten war neu, und ich wusste nicht, was ich tun konnte, damit Mom wieder in ihre apathische Depression zurückfiel, mit der wir beide umgehen konnten. Es bedeutete, dass ich eine imaginäre Grenzlinie überschritten und Mom in eine »seelische Krise« gestürzt hatte. Jetzt konnte ich nichts anderes mehr tun, als mitzuspielen und wider besseres Wissen zu hoffen, dass Mom nur ernsthaft versuchte, eine normale Mutter zu sein. Doch tief in meinem Inneren wusste ich, dass es kein gutes Ende nehmen würde.

»Ich muss noch einen Aufsatz schreiben«, machte ich

einen verzweifelten Versuch. »Über *Der Herr der Fliegen*. Kannst du mir nach dem Essen helfen und mir sagen, auf welche Punkte ich mich konzentrieren sollte?«

Ich bekam keine Antwort und Mom summte irgendeinen unkenntlichen Song vor sich hin. Ich sah keine andere Möglichkeit, als mein Heft aus dem Rucksack zu holen und halbherzig mit den Matheaufgaben weiterzumachen, die ich schon in der Schule angefangen hatte. Ich versuchte, die Tatsache zu ignorieren, dass das gefrorene Hähnchen, direkt aus der Tiefkühltruhe geholt, im Öl schwamm und in der Bratpfanne vor sich hin brutzelte, während Mom sich auf dem Hackblock über eine Paprika hermachte. Trotz ihrer unorthodoxen Kochmethoden sah es so aus, als wüsste sie, was sie tat, und das war vielleicht ganz gut so. Ich konnte mich nicht erinnern, wann Mom zum letzten Mal etwas Komplizierteres als Toast mit Bohnen gemacht hätte. *Vielleicht ist es für uns beide ein Neuanfang*, versuchte ich mir verzweifelt einzureden. Ich senkte den Kopf und konzentrierte mich auf die Matheaufgaben.

Das Lied, das Mom summte, wurde zunehmend lauter, bis ich es schließlich erkannte: Sie schmetterte lautstark die kurzen Refrains von *Sweet Child o'Mine* von Guns N'Roses, während sie noch hektischer auf die Paprika einhackte. Weitere Schranktüren wurden aufgerissen, doch daran, das Hähnchen zu wenden, dachte sie nicht. Tiefgefroren wie es war, begann es an der Unterseite

anzubrennen, doch ich wusste nicht, ob ich eingreifen oder Mom weiter ihre neue Rolle als häusliche Mutter spielen lassen sollte. Ich verspürte eine mir wohlbekanntes Anspannung das Rückgrat hinaufkriechen – die Anspannung, die meinen Körper immer dann in den Fluchtmodus versetzte, wenn ich nicht mehr vorhersehen konnte, was als Nächstes passieren würde.

Das war das Schlimmste. Im Vergleich dazu war ihre Depression ganz erträglich. Das Weinen und die eingebildeten Krankheiten waren anstrengend, aber vertraut. Die Flüche und Beleidigungen, die sie mir dann an den Kopf warf, taten mir zwar in der Seele weh, aber ich war abgehärtet genug, um sie zu verkraften. Sogar die euphorische Überschwänglichkeit, der unweigerlich ein plötzlicher Absturz in die Dunkelheit folgte, war erträglich. Doch das hier, diese nervöse Selbstkontrolle, die Mom hin und wieder an den Tag legte – ob schweigend oder in geheuchelter Kameradschaftlichkeit – *konnte* nur verheerende Folgen haben.

Das Hähnchen verbrannte immer mehr, doch Mom konzentrierte sich weiterhin auf das Kleinschneiden und Summen.

»Mom?«, sagte ich vorsichtig. »Ich glaube, das Hähnchen ist durch.«

*Wumm!!!* Die Pfanne, mit dem Hähnchen voraus, flog mit einem solchen Karacho durch die Küche, dass man hätte denken können, jemand, der doppelt so groß war